

№ 31. 1895.

Die Herrin von Dombrowa.

Roman von **Johannes Emmer.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

„Das sind in der That merkwürdige Dinge," sagte Bertrand, als der Graf seine Erzählung beendet hatte. „Sollte Frau v. Marbach irgend welche Ursache haben, Ihnen jene Mittheilungen vorzuenthalten, die für Sie so viel Interesse besitzen?"

„Wie soll ich das wissen? Soweit ich den Charakter Marbach's kennen gelernt hatte, läge freilich die Möglichkeit vor, daß er seine zweite Frau über seine Vergangenheit im Unklaren ließ, andererseits ist es auch denkbar, daß Frau v. Marbach Ansprüche meinerseits befürchten zu müssen glaubt, und deshalb schweigt."

„Hatten Sie in Nieuwport nichts in Erfahrung gebracht?"

„Absolut nichts; obwohl ich selbst dort war. Verzeihen Sie," setzte der Graf hinzu, „daß ich Sie mit Familiengeschichten belästigte, welche für Sie wohl wenig Interesse bieten können. Offen gestanden, weiß ich selbst nicht, was mich bewog, heute davon zu reden; es ist sonst nicht meine Art, und ich wecke nicht gerne die peinlichen Erinnerungen." Es lag ein Ausdruck in der Miene des Grafen, der diese Worte noch dahin ergänzte: „und noch weniger gern erzähle ich davon Fremden."

Bertrand fühlte, daß ihm Graf Orlau einen Beweis seltenen Vertrauens durch diese Mittheilungen gegeben habe und er beeilte sich zu

Das Landesdenkmal für die im Kriege 1870/71 gefallenen Bayern bei Wörth. (S. 243)

betheuern: „Seien Sie meiner innigsten Theilnahme versichert."

Diese Worte schienen den Grafen zu verletzen, er zog die Brauen zusammen und erwiederte kurz: „Ich wollte Sie nur über das Verhältniß aufklären, welches zwischen uns und Dombrowa besteht, um dadurch vielleicht" — er stockte ein wenig, ehe er vollendete — „Mißverständnissen vorzubeugen."

Der Diener berief die Herren zu Tisch. Die Mittheilungen des Grafen hatten auf Bertrand einen lebhaften Eindruck gemacht, dem er sich auch während des Mahles nicht ganz zu entziehen vermochte, Franziska bewahrte ihre scheue Zurückhaltung, und der Graf war auch ernster gestimmt, als es sonst der Fall war. So verlief das Mahl ziemlich schweigsam. Als dann Bertrand sich verabschiedete und mit einem fragenden Blicke dem jungen Mädchen die Hand reichte, erröthete Franziska, und sich rasch abwendend sagte sie leise: „Leben Sie wohl."

Unwillkürlich zuckte er bei diesem Worte zusammen, er fühlte aus dem Tone heraus, daß der harmlosen Formel diesmal eine tiefere Bedeutung innewohne, und er konnte — freilich aus ganz anderen Gründen — dieselbe nur in einem Sinne deuten, der ihn schmerzlich berühren mußte.

„Sie weiß bereits, was uns trennt, und es wäre thöricht von mir, noch Hoffnungen zu hegen," dachte Bertrand. Er ahnte ja nicht, daß Graf Orlau nicht ohne gewisse Absicht von „Mißverständnissen" gesprochen hatte, die nun in der That ihre düsteren Schatten auf den Lebensweg zweier Menschen warfen.

24.

„Ich danke Ihnen, daß Sie meiner Einladung Folge leisteten;" mit diesen Worten begrüßte Frau v. Marbach den Besucher.

„Es liegt an mir, für die liebenswürdige Einladung zu danken, und wenn ich etwas spät komme, so ist dies nicht meine Schuld; ich wurde wider meine Absicht in Karlowa zurückgehalten."

„Sie kommen von Karlowa? Hat Fräulein v. Busau zu Ihnen von mir gesprochen?" rief lebhaft Frau v. Marbach aus.

„Das Freifräulein? Nein!" Bertrand war froh, daß er diese Frage mit gutem Gewissen verneinen durfte. „Ich sah die junge Dame nur beim Essen, und sie schien heute etwas leidend zu sein."

„Sprachen Sie davon, daß Sie hierher fahren würden?"

„Allerdings, ich hätte sonst nicht so früh aufbrechen können."

„So! Und das Fräulein erhob keine Einwendungen dagegen?"

„Aus welchem Grunde hätte die Dame dies thun sollen?"

Frau v. Marbach hielt es für gut, diese Frage unbeantwortet zu lassen. „Warum fliehen Sie mich?" war ihre Erwiederung.

„Ich Sie fliehen? Wahrhaftig, nichts läge mir ferner, als dies! Wenn ich hier selten erschien, so liegt die Ursache einzig darin, daß eine schwierige Aufgabe meine Kraft und Zeit in Anspruch nimmt."

„Welche Sie aber doch nicht hindert, auf Karlowa regelmäßige Besuche zu machen!"

„Ich will es nicht leugnen, daß ich den Grafen Orlau einige Male besucht habe. Ein Gefühl der Dankbarkeit für freundliche Dienste verpflichtet mich."

„Sie sind nicht aufrichtig!"

„Nicht aufrichtig? Womit habe ich diesen Vorwurf verdient?"

„Warum wollen Sie nicht gestehen, daß weniger das Gefühl der Dankbarkeit für den Grafen, als vielmehr andere Gefühle für eine andere Persönlichkeit Sie an Karlowa fesseln?"

„Ich bewundere Ihre scharfsinnigen Kombinationen," erwiederte Bertrand, der sehr ernst geworden war, „kann jedoch nur versichern, daß, wenn solche Gefühle vorhanden wären, mein Verstand mir befehlen müßte, Karlowa zu meiden."

„Sie bewunderten meinen Scharfsinn; ich muß Ihre Seelenruhe bewundern, mit der Sie zugestehen, daß Ihre Wünsche unerfüllbar sind."

„Sie scheinen allwissend zu sein," bemerkte Bertrand ironisch, dem das Gespräch peinlich zu werden begann.

Frau v. Marbach zeigte sich jedoch nicht geneigt, das Thema fallen zu lassen, sondern fuhr fort: „Soll ich Ihnen sagen, weshalb Sie auf Ihre Hoffnungen verzichtet haben?"

„Ich bin in der That begierig, Ihre Vermuthungen zu hören?"

„Vermuthungen? Ich denke, daß ich das Richtige errathen habe, wenn ich sage: Graf Orlau würde eine Frage stellen, die Sie nicht beantworten können."

„Und diese Frage lautet?" murmelte Bertrand.

„Diese Frage lautet: Wer sind Sie?"

Bertrand neigte schweigend das Haupt. Nach einer Weile erhob er es und betrachtete die Frau, welche so grausam die schmerzliche Wunde berührt hatte, an der er krankte. Er sah ihre Augen auf sich gerichtet, welche mit unheimlichem Glanze aus einem bleichen Angesichte ihm entgegenleuchteten, das von einer dämonischen Schönheit war. Er erinnerte sich, in Florenz ein Bildwerk gesehen zu haben, die Verkörperung der Nacht, von einem sinnebestrickenden Zauber in den Zügen, der den Beschauer anzog und doch mit heimlichem Grauen erfüllte. So wurde ihm zu Muthe, je länger er dies Weib betrachtete, welches so vollkommen gebildet war, daß er sich gestehen mußte, kaum je ein harmonischeres Ebenmaß geschaut zu haben. Und mit welch' ausgesuchter Sorgfalt war Schnitt und Farbe der Kleidung gewählt! Goldiggrüner Sammet schmiegte sich knapp an und floß in weichen Falten nieder, an der einen Seite aufgerafft und von bronzefarbenem Brokat unterbrochen, köstliche Spitzen umschlossen die Handgelenke und den Hals, und ein Sträußlein duftender Jasminblüthen war als einziger Schmuck eingesteckt.

„Nun, habe ich die Wahrheit getroffen?" fragte sie jetzt, da der junge Mann schwieg.

„Es ist so; aber weshalb erinnern Sie mich an das, was mir jede Hoffnung auf Glück raubt?"

„Jede Hoffnung! Muß denn diese Frage immer gestellt werden? Wäre es nicht denkbar, daß Jemand darauf verzichtete, zu fragen, weß Stammes und Art der Ritter sei?"

„In unseren Tagen gilt Romantik wenig; man ist prosaisch geworden, und der Standesbeamte will ordnungsmäßig gestempelte und gesiegelte Papiere sehen," erwiederte er mit bitterer Ironie.

„Sie denken gering von unserer Zeit und — von meinem Geschlechte. Es gibt noch Frauen, welche fähig sind, Alles zu vergessen und Alles zu verzeihen, wenn sie lieben."

Er sah überrascht auf. „Ich bezweifle es nicht; sie sind aber selten, und nur Wenige sind so glücklich, ihnen zu begegnen."

„Man begegnet ihnen, wenn man will, man darf sie eben nicht absichtlich meiden." Die Anspielung war zu deutlich, um mißverstanden zu werden.

„Soll dies ein Rath für mich sein?"

„Wenn Sie es als solchen nehmen wollen, ja!"

„Diese Worte müßten mich glücklich machen, wenn ich nicht wüßte, daß ich sie nicht zu meinen Gunsten deuten darf," erwiederte er mit kühler Höflichkeit.

„Aus welchen Gründen?"

„Freundschaft und Ehre verbieten es mir."

„Ah! Ich muß Sie in der That immer mehr bewundern; Sie sprechen von Hoffnungslosigkeit, und halten doch noch an der Hoffnung fest."

„Sie irren, Madame; ich weiß, daß ich verzichten muß, jenen Wunsch erfüllt zu sehen; da Sie ja allwissend sind, brauche ich ihn nicht zu nennen. Ich weiß aber auch, daß es ein Verrath an einem Freunde wäre, wollte ich für das, was ich verliere, mich dadurch entschädigen, daß ich ihn beraube."

„Nennen Sie das Rauben, wenn Sie nehmen, was Jenem nie gehörte?"

„Dann muß ich meinen Freund beklagen, daß er einem Irrthum verfiel, der ihn unglücklich machen wird."

„Sie würden es also lieber sehen, daß der Irrthum unaufgeklärt bliebe, selbst wenn darüber ein Weib unglücklich würde?"

„Das zu wünschen liegt mir wahrlich ferne."

„Dem Freunde widmen Sie Ihr Mitleid, für mich haben Sie keines!"

„Es erfüllt mich mit tiefem Schmerze, Sie so sprechen zu hören; wenn ich es ändern könnte —"

„Sie können es, aber Sie wollen nicht!" rief sie heftig.

Schlag auf Schlag, mit fliegender Hast, waren Rede und Gegenrede gefallen; jetzt erhob sich Bertrand. Die ganze Scene berührte ihn sehr peinlich, er vermochte das Benehmen der Frau v. Marbach einfach nicht zu fassen. Das war nicht mehr Koketterie, das war ein brutales Sichherandrängen, das ihm unweiblich erschien und daher abstoßend wirkte.

Seine Bewegung, die keinen Zweifel zuließ, schien sie zu erschrecken. „Sie verachten mich also so tief, so tief —" murmelte sie.

„Ich verstehe nicht, wie Sie zu einer solchen Annahme gelangen konnten."

„Muß ich es nicht glauben, wenn ich sehe, wie Sie sich beeilen, aus meiner Nähe zu gelangen."

„Ich wünschte nur, eine Unterredung zu beenden, die ja doch zu keinem — Ziele führen kann."

„Nun also, habe ich nicht wahr gesprochen: Sie verachten mich; Sie stoßen mich von sich!"

Sie war nun auch aufgesprungen und stand hochaufgerichtet, flammenden Blickes ihm gegenüber. „Welcher Schimpf könnte tödtlicher sein für eine Frau, als ihr zu sagen: Deine Liebe hat keinen Werth für mich!"

„Sie sind erregt —" begann er, und suchte nach Worten, um sie zu beruhigen.

„Sollte ich ruhig sein in dieser Stunde, die über mein Leben entscheidet," rief sie mit wilder Leidenschaftlichkeit aus. „O, wie niedrig muß ich in Ihren Augen erscheinen, wenn Sie glauben können, ein solches Geständniß plaudere man so leicht heraus, wie eine Bemerkung über einen Ball oder dergleichen. Vermag Ihre Seele es nicht zu fassen, wie tief sich eine Frau demüthigen muß, wenn sie selbst ihre Liebe gesteht, und wie groß diese Liebe sein muß, um sich so zu demüthigen! Nie noch haben diese Lippen das Wort: ‚Ich liebe Dich!' gesprochen, niemals sah mich ein Mann in dieser Stellung — vor Dir kniee ich, zu Dir flehe ich: ich liebe Dich!"

Sie hatte sich in fast sinnloser Aufwallung vor ihm auf die Kniee geworfen und mit gerungenen Händen sah sie zu ihm auf, der entsetzt über das Unerwartete, Unerhörte, betäubt dastand. Nun beugte er sich nieder und versuchte, sie aufzurichten. „Was thun Sie, Madame," flüsterte er, „ich beschwöre Sie, sich zu fassen."

„Laß mich," stöhnte sie, und ihre Stimme klang ganz heiser; „ach, ich möchte es tausendmal wiederholen: ich liebe Dich, bis mir Antwort wird. Erbarmen!" — Sie hob ihre Hände

auf. „Sag' mir das eine Wort, welches mich rettet. O, Du weißt nicht, in welch' grauenhafter Unseligkeit mein Leben verflossen ist. Ich will auch mein Theil am menschlichen Glücke, hörst Du! Gib es mir!"

„Unglückliche," murmelte unwillkürlich Bertrand, der jetzt aufrichtiges Mitleid empfand mit dieser Frau, die ihm jetzt nur mehr als Kranke erschien.

„Ja, unglücklich," schrie sie, „eine Verdammte, die nach Erlösung ruft. Ich will Dir dienen wie eine Magd, aber lasse mich Dich lieben! Stoße mich nicht von Dir, Du tödtest mich! Hörst Du?"

Ihre Stimme erlosch fast, und ihre Gestalt drohte umzusinken. Mit dem Aufgebote aller Kraft hob er sie empor, aber kein Wort kam über seine Lippen.

Mit jäher Bewegung riß sich Frau v. Marbach los. Mit unheimlich starren Augen sah sie ihn an, und ihre Lippen bewegten sich, ohne einen Laut hervorzubringen. Sein Schweigen war für sie eine Antwort, die deutlich und — tödtlich war.

Endlich keuchte sie mit Anstrengung die Worte hervor: „Gehen Sie; ich weiß jetzt, daß ich nichts mehr zu hoffen habe."

Bertrand wollte einige beschwichtigende Worte sagen, mit einer gebieterischen Bewegung jedoch unterbrach sie ihn: „Wir sind zu Ende. Ich bedarf der Ruhe."

Er verneigte sich und verließ das Gemach. Die Frau hörte seinen Schritt noch draußen auf dem Vorflur, sie machte eine Bewegung vorwärts, als wolle sie ihm nacheilen, dann schlug sie die Hände vor das Gesicht und sank neben dem Stuhle zusammen: „Zu Ende!" murmelte sie.

— — — — — — — — — — — —

Wie lange sie so dagelegen, wußte sie selbst nicht. Die Portière, welche den Eingang in das Nebenzimmer verhüllte, war zurückgeschlagen worden, und leise betrat ein Mann das Gemach, der zuerst eine Weile die zusammengekauerte Gestalt betrachtete, bis er endlich die Schulter der Frau berührte. Mit irren Blicken sah sie auf.

„War das Komödie, oder gar — ernsthaft gemeint?" fragte der Mann.

Langsam erhob sie sich. „Komödie? — Ja, Du hast Recht, eine Komödie war's! Ja, ja, zum Lachen! Lache doch auch!" Sie fuhr mit den Händen in die Luft und schlug ein Gelächter auf, das unheimlich in dem Gemache gellte.

„Sei doch vernünftig," erwiederte der Mann, „ich werde wahrhaftig nicht mehr klug aus Dir. Was soll dies Alles bedeuten?"

„Du hast uns ja belauscht, was soll ich Dir also noch sagen," sie sprach es in einem gewissen Tone der Verachtung.

„Das war also wirklich ernst gemeint?" rief verwundert Jener aus.

Sie trat ganz nahe zu ihm heran. „Willst auch Du mich noch beleidigen? Habe ich Dir nicht schon einmal gesagt, daß ich ihn liebe, wahnsinnig liebe! Was zweifelst Du noch!"

„Ich kann es nicht fassen —"

„Kann ich es?" schrie sie. „Es ist über mich gekommen, wie ein Verhängniß, dem ich nicht entrinnen konnte; es hat mich gepackt, und ich mochte mich dagegen aufbäumen, wie ich wollte, es riß mich fort — in den Wahnsinn, in's Verderben. O, hat jemals ein Weib so gelitten, wie ich! Hier brennt eine Hölle und hier," sie deutete auf Herz und Kopf. „Was ist die Qual der Verdammten dagegen!"

„Ich denke, Du bist krank," meinte der Mann und schüttelte den Kopf.

„Krank? Ja, krank an der Seele und im Herzen; vergiftet und verbrannt, mit tausend Dolchen durchbohrt; es ist die Strafe, furchtbare grausame Strafe für —"

„Stille," mahnte Jener und sah scheu nach der Thür; „schreie nicht so laut."

„Was liegt mir daran, mag man es hören!"

„Bist Du von Sinnen! Du vergißt wohl, was auf dem Spiele steht."

„Das Spiel ist verloren, nun mag geschehen, was da will."

„Melanie!" rief der Mann. „Ich bitte Dich, rede doch wieder vernünftig! Was soll jetzt geschehen?"

„Du hast Recht, ich will vernünftig sein." Sie fuhr mit der Hand über die Stirne. „Der wahnwitzige Traum muß ein Ende haben. Er hat meine Liebe verschmäht, nun soll er — meinen Haß kennen lernen."

Der Mann rückte einen Stuhl heran und setzte sich dicht an ihre Seite. „Wir müssen uns Sicherheit verschaffen," flüsterte er, „Deine Mittel haben versagt; soll ich jetzt handeln?"

Frau v. Marbach sah vor sich hin, ohne zu antworten.

„Die Sache muß zu Ende gebracht werden," drängte Jener, „je länger wir warten, desto größer wird die Gefahr. Und willst Du die Beleidigung, die Du heute erfahren, so ruhig hinnehmen?"

Sie fuhr auf: „Nein! Er hat kein Erbarmen mit mir gezeigt, so will auch ich keines hegen! Thu', was Du willst."

„Ich darf also?"

„Ja."

Der Mann nickte und erhob sich. Mit scheuen, ängstlichen Blicken sah ihm Frau v. Marbach nach, wie er das Gemach verließ, ihr Busen wogte, keuchend rang sie nach Athem. „Nein, nein, er soll leben!" schrie sie jetzt auf, doch Niemand hörte sie mehr. Sie wollte aufspringen, aber kraftlos sank sie zusammen. „Für mich will er nicht leben, so will ich mit ihm sterben," murmelte sie und schaute mit weitgeöffneten Augen in die Dämmerung hinaus.

Die Nacht breitete ihren Fittig über die Landschaft, und dunkle Nacht auch war es in der Seele der Frau, eine finstere, ewige Nacht, der kein lichter Tag mehr folgen konnte.

25.

Bertrand hatte wie ein Träumender das Schloß verlassen. Was er da erlebt hatte, kam ihm in der That wie ein wüster, von Fieberwahn erzeugter Traum vor. Vergeblich fragte er, wie das hatte geschehen können, er wußte keine Antwort darauf. Er hatte ganz vergessen, seinen Wagen, mit dem er gekommen war, wieder anspannen zu lassen, sondern schritt langsam auf der schmalen Straße nach K. zu; die Bewegung in der kühlen Abendluft that ihm wohl und er wünschte auch, allein zu sein.

Er beachtete es nicht, daß neben dem Wege ein gesatteltes Pferd herrenlos graste und bei seiner Annäherung mit einigen Sätzen wiehernd zur Seite sprang. Und er hätte wahrlich Ursache gehabt, dieser auffallenden Erscheinung einige Aufmerksamkeit zu schenken.

Um so mehr that dies ein Mann, der eine halbe Stunde später desselben Weges kam. Dieser stutzte, als er das Roß erblickte, und versuchte dann, dasselbe heranzulocken. Das Pferd näherte sich in der That, mit gehobenen Nüstern schnuppernd, als aber der Mann nach den Zügeln greifen wollte, that es einen gewaltigen Satz und galopirte dann das Sträßchen hinab. Ein halblauter Fluch entfuhr dem Manne, dann schien er sich zu besinnen und mit den Worten: „Auch gut; das kann auf eine falsche Spur leiten" — dabei zuckte es wie ein höhnisches Lächeln über sein Gesicht — setzte er eilig seinen Weg fort, wobei er einen schmalen Pfad neben der Fahrstraße benützte, der durch das Gehölz führte, welches auf dem größten Theile der Strecke die Ackergründe von der Straße trennte.

Von Zeit zu Zeit sah er sich um, hielt auch bisweilen inne, um zu lauschen, schritt dann aber nur um so eiliger vorwärts.

Wären seine Augen und sein Gehör schärfer gewesen, oder die Dunkelheit weniger dicht und der Wegboden nicht so weich, so hätte er vielleicht bemerkt, daß kaum zweihundert Schritte hinter ihm Jemand folgte, den er am wenigsten hinter sich vermuthen konnte.

Diese Gestalt schien es nicht minder eilig zu haben und ebenso darauf bedacht zu sein, nicht gesehen zu werden, denn sie hielt sich noch vorsichtiger in dem Schatten der niederen Bäume, obwohl die schweren Haufenwolken, welche sich langsam über den Horizont heraufwälzten, ohnehin Dunkelheit erzeugten.

Bei einer Biegung des Weges, welche dem Voranschreitenden den Rückblick verwehrte, sprang der Verfolger rasch auf die andere Seite der Straße, und lief nun mehr, als er ging, unter den Bäumen hin, bis er Jenen nahezu eingeholt hatte und nun in fast gleicher Linie mit ihm sich befand. Mit seltener Gewandtheit schlüpfte er durch das Gehölz, er mußte bedacht sein, jedes Geräusch zu vermeiden und vorsichtig den dürren Zweigen und tief herabhängendem Geäste ausweichen.

In der Entfernung von etwa einer Stunde von Dombrowa steigt die Straße einen niedrigen, sandigen Hügelrücken hinan, der einen dichten, hochstämmigen Fichtenwald trägt. Hier verbreitert sich auch der Fahrweg, dessen weiße Sandfläche grell von der dunklen Umgebung sich abhebt. An dieser Stelle holten jene Beiden Bertrand ein, der gleichmäßigen Schrittes dahinging. Das Pferd trabte bald neben, bald vor ihm her; es schien zwar die Gesellschaft des Menschen aufgesucht zu haben, aber mit neckischem Uebermuth sich des Einfangens zu erwehren; vielleicht auch hatte Bertrand gar nicht versucht, das Roß sich dienstbar zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Landesdenkmal für die im Kriege 1870/71 gefallenen Bayern bei Wörth.

(Mit Bild auf Seite 241.)

Aus Anlaß der bevorstehenden 25. Wiederkehr des Jahrestages der Schlacht bei Wörth (6. August 1870) bringen wir auf S. 241 eine Ansicht des dort 1889 enthüllten Landesdenkmals für die im Kriege gefallenen Bayern. Es erhebt sich am Westausgange von Wörth und hat als Unterbau ein 10 Meter breites und 4 Meter hohes Mausoleum aus weißen Kalksteinquadern mit eherner Eingangspforte und beiderseits davon angebrachten Ruhmestafeln, welche alle Schlachten und Gefechte enthalten, an denen die Bayern betheiligt waren. Ueber diesem Unterbau ruht das Erzbild des bayrischen Löwen, dahinter ragt das Postament der Hauptgruppe mit der Widmung: „Bayern seinen gefallenen Söhnen" empor. Sie stellt einen von der Siegesgöttin gestützten, verwundet niedersinkenden bayrischen Infanteristen dar, der mit der Linken die Fahne an die Brust drückt, während seine herabsinkende Rechte das Seitengewehr hält. Der architektonische Theil des Denkmals ist von Friedrich Thiersch, der plastische von Rümann; den Erzguß führte die v. Miller'sche Gießerei in München aus.

Ein türkisches Theater in Adrianopel.

(Mit Bild auf Seite 244.)

In allen größeren Städten der europäischen Türkei gibt es Orta-ojuni oder Volkstheater gleich dem auf S. 244 dargestellten in Adrianopel. Sie führen Stegreifkomödien und Possen niedrigster Art auf. Die aus Brettern roh zusammengeschlagene Bühne ist ohne Dekoration oder sonstige Ausstattung, nur die sogenannte „Rosenlaube", worin die weiblichen Figuren des Stückes agiren, die jedoch auch stets von jungen Männern gespielt werden, darf nicht fehlen. Die Rückwand der Bühne bildet ein Vorhang, hinter dem sich die Schauspieler anziehen und durch den sie auftreten und verschwinden. An

den übrigen drei Seiten nehmen ringsum die Zuschauer Platz. Aufgeschlagen wird dieser Kunsttempel in einem Saal oder Schuppen, wo eben Raum dazu da ist. Das Publikum besteht nur aus Männern der unteren Klassen.

Bartgeier und Gemse.

(Mit Bild auf Seite 245.)

Der große Bart- oder Lämmergeier ist in den deutschen und österreichischen Alpen ganz ausgerottet; in den höchsten Theilen der Berner, Graubündener, Tessiner und Walliser Alpen kommt er selten, in den Pyrenäen, in Siebenbürgen, dem Balkan, Apennin und Kaukasus noch häufig vor. Charakteristisch ist der schwarze Bart am Unterkiefer des ungemein stattlichen und starken Vogels, der paarweise lebt und nur auf den höchsten Spitzen und Zacken der Gebirge horstet. Sein Flug gleicht auffallend dem der Falken und ist leichter und graziöser als der der übrigen Geier, und auch die Lebensweise des Bartgeiers gleicht mehr der des Adlers. Eine angeschossene Gemse (siehe unser Bild auf S. 245) verfolgt und hetzt er, bis sie fällt, oder sucht sie in einen Abgrund hinabzustoßen. Kleinere Thiere, wie Lämmer, Zicklein, Alpenhasen, Murmelthiere und Eichhörnchen, packt er mit seinen gewaltigen Fängen und hackt ihnen mit dem starken Hakenschnabel den Schädel ein.

Nils' Hochzeitstag.

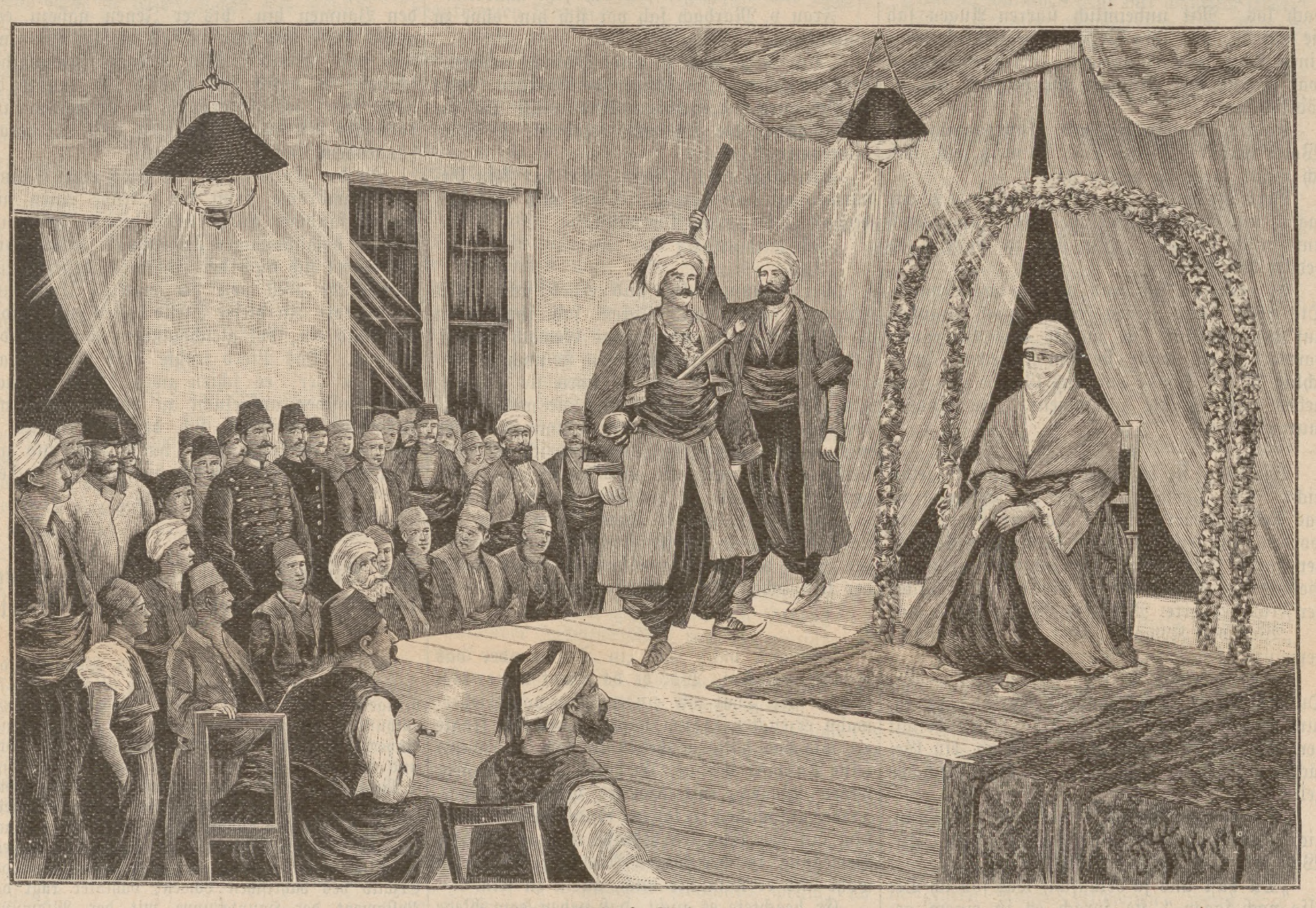
Erzählung von **Emma Wittemann**.

1. (Nachdruck verboten.)

Es war ein seltsames, ungleiches Paar, welches in dem niederen, verstaubten Studirzimmer vor dem Pfarrer stand, um sich für das Aufgebot anzumelden. Die Braut, eine schlanke, anmuthige Erscheinung mit blondem Haare und großen, dunkelblauen Augen, wie man sie nicht selten in den schwedischen Fischerdörfern antrifft, schien zu jung und schön für den Bräutigam, der reichlich zwanzig Jahre mehr zählte, als sie, und dessen derbe, grobgeschnittene Züge nur durch die grauen Augen, die einen Ausdruck großer Herzensgüte hatten, vor wirklicher Häßlichkeit bewahrt wurden.

Der Pfarrer schien jedoch dieser Ansicht nicht zu sein. Lächelnd blickte er mit sichtlichem Wohlgefallen auf die vor ihm Stehenden.

„Du hast eine gute Wahl getroffen, Karin,“ redete er in väterlichem Tone die Braut an. „Der Mann, der Deinen kranken Vater bei sich aufnahm und mit seiner Hände Arbeit erhielt, der dann die arme, verlassene Waise pflegte und großzog, wird Dir ein treuer Schützer



Türkisches Theater in Adrianopel. (S. 243)

auf Deinem ferneren Lebenswege sein. Halte Dich fest an ihn und vergiß es nie, daß Dir ein Herz von Gold zu eigen geworden ist!“

Das junge Mädchen blickte voll und offen zu dem alten Herrn empor.

„Ich weiß es,“ entgegnete sie mit sanfter, angenehm klingender Stimme. „Habe ich doch, so lange ich mich erinnern kann, die Güte und Treue Nils' erfahren. Das macht mich ja gerade so froh, daß ich ihm nun meine ganze Dankbarkeit zeigen darf, indem ich sein Weib werde und für ihn sorge, wie er zuvor für mich!“

Ein leiser Schatten flog bei diesen Worten über das ehrwürdige Antlitz des Pfarrers und ernster, als vorher, sagte er:

„Die Dankbarkeit, mein Kind, ist eine schöne Tugend, aber Deinem Lebensgefährten mußt Du mehr, ‚mußt Du Liebe entgegenbringen, ohne die kein rechter Bund gedeiht. Hast Du denn Nils auch lieb?“

Kein verschämtes Erröthen stieg bei dieser Frage in die Wangen der Braut. Unbefangen begegnete ihr Auge dem prüfenden Blicke des Seelsorgers.

„Gewiß! Ich bin Nils von Herzen gut. Niemand kann ihm mehr zugethan sein, als ich,“ erwiederte sie mit ruhigem Lächeln.

„Nicht so, Herr Pfarrer, nicht so Karin!“ ließ sich jetzt die tiefe, rauhe Stimme des Bräutigams vernehmen, der bei dem Lobe, das ihm der Pfarrer gespendet, verlegen seinen Hut in den Händen herumgedreht hatte. „Ihr müßt nicht immer von Dankbarkeit reden! Es war ja nur einfache Menschenpflicht, daß ich meinen alten Kameraden nicht im Stiche ließ, als er die Segel streichen mußte. Sollte ich nachher sein Kind aus dem Hause weisen und unter fremden Leuten aufwachsen lassen? Und wenn ich auch die Arme etwas mehr rühren mußte, so war die kleine Karin dafür der Sonnenschein an meinem Herde, und daß sich jetzt die große Karin den alten, einfältigen Nils vor allen Anderen ausgesucht hat, dafür will ich sie auf den Händen tragen mein Leben lang!“

Und ein solcher Strahl des Glückes verklärte seine Züge, als er bei diesen Worten zärtlich auf das junge Mädchen an seiner Seite herabsah, daß in diesem Augenblicke ihn Niemand mehr für häßlich gehalten haben würde.

Der Pfarrer nickte ihm lächelnd zu. Dann trat er dicht an das Brautpaar heran und, eine Hand auf Nils' Schulter legend, mit der andern Karin's Hand erfassend, sprach er mit ernster Herzlichkeit: „So sei Gott mit euch und segne euern Entschluß, meine Kinder. Meine besten Wünsche begleiten euch!“ —

Im Dorfe begrüßte man die Nachricht von Nils' Verlobung mit Karin als etwas ziemlich Selbstverständliches. Wo konnte das arme, elternlose Mädchen besser unterkommen als bei dem, der stets für sie gesorgt hatte, und wen anders hätte Nils wählen sollen, als die, welche seinem bescheidenen Hauswesen vorgestanden hatte, seit sie verständig und groß genug geworden war, um Löffel und Nadel zu handhaben? Es mochte zwar Mancher unter den



Bartgeier, eine Gemse überfallend. (S. 244)

jungen Fischern sein, der die blonde Karin als Hausfrau gern in seine eigene Hütte geführt haben würde. Aber wie dem auch sein mochte, es war Keiner darunter, der Nils diese stille Enttäuschung nachgetragen, oder ihm sein Glück mißgönnt hätte, denn Nils war eine jener seltenen Naturen, die durch das Leben gehen, ohne auch nur einen Feind oder Widersacher zu haben. Sie hatten ihn Alle lieb, den Kameraden mit der herkulischen Gestalt und dem kindlichen Gemüthe, aus dessen Mund noch nie Jemand ein hartes, rohes Wort gehört hatte.

Geriethen die Männer bei dem Fischfange einmal in Streit über die Theilung der gemachten Beute, so war es Nils, der in seiner ruhigen, treuherzigen Weise den Frieden wieder herstellte. Von seinem Antheile fiel dann gewöhnlich noch Manches für die Aermeren ab.

Davon wußte besonders die Wittwe Martens zu erzählen, welche in einer elenden, halb zerfallenen Hütte neben Nils wohnte. Nach dem Tode ihres Mannes und nachdem Erik, ihr einziger Sohn, ein wilder, unbändiger Junge, sie vor Jahren heimlich verlassen hatte, um in die weite Welt zu gehen, würde sie sicher in Kummer und Noth zu Grunde gegangen sein, wenn sich Nils ihrer nicht thätig angenommen und seinen manchmal recht kargen Verdienst mit ihr getheilt hätte. —

Einige Wochen waren seit Karin's Versprach mit Nils vergangen. In dem äußerlichen Verkehr der Beiden hatte ihre Verlobung nicht viel geändert, außer daß Karin jetzt zuweilen in den Abendstunden emsig an ihrem sehr bescheidenen Brautputze nähte, während Nils, die Netze flickend oder die Ruder ausbessernd, neben ihr saß.

So saßen sie wieder einmal friedlich bei der flackernden Oellampe zusammen, als sich plötzlich Jemand mit raschem, elastischem Schritte der Hütte näherte. Verwundert schauten Nils und Karin auf, als die Thüre jetzt ungestüm aufgerissen wurde, und ein junger, schlanker Mann im Matrosenanzuge auf der Schwelle erschien. Nils beschattete seine Augen mit der Hand, um bei dem unsicheren Lichte der trüben Lampe den Eintretenden besser sehen zu können. Aber schon stand dieser vor ihm und rief, ihn kräftig an den Schultern schüttelnd, fröhlich:

„Guten Abend, Nils! Kennt Ihr am Ende den Erik von da nebenan nicht mehr, den Ihr so manchmal auf Euerem Rücken getragen und zum Fischfange mit hinaus genommen habt? Es liegt freilich eine lange Zeit zwischen jetzt und damals, als ich davon gelaufen bin. Aber ich konnte nicht anders! Ich glaube, ich wäre gestorben, wenn ich hier in dem stillen, verlassenen Neste hätte sitzen bleiben müssen! Meine Mutter hat mir's vergeben und Ihr tragt mir hoffentlich auch nichts mehr nach, Nils, und nehmt meinen Dank für Alles, was Ihr an meiner Stelle für meine Mutter gethan habt!"

Schweigend hatte Nils diesen Wortschwall über sich ergehen lassen; nun hob er abwehrend seine Hand.

„Laß das, mein Junge! Ist gerne geschehen und war nur einfache Nachbarn- und Menschenpflicht," sagte er, indem er mit unverkennbarem Wohlgefallen den hübschen Burschen mit dem lustigen, sonnenverbrannten Gesichte betrachtete. „Glaub's wohl, daß Du Deine Mutter nicht lange um gutes Wetter hast bitten müssen. Möchte wissen, wer Dir auch ernstlich böse sein könnte!"

Jetzt wandte Erik sich zu Karin, welche regungslos neben ihrem Spinnrade saß, die großen Augen mit einem seltsamen, fast ängstlichen Ausdrucke unverwandt auf den ehemaligen Spielkameraden geheftet. Erik streckte ihr beide Hände entgegen.

„Nun, kleine Karin, Du kennst mich doch auch noch?" redete er sie an. „Freilich, Dich hätte ich kaum wiedererkannt, so groß und schön bist Du geworden!"

Erröthend zog Karin ihre Hand aus der seinen.

„Willkommen, Erik!" sagte sie leise. „Du warst lange fort. Wir dachten schon, Du würdest nimmermehr zurückkehren."

Bevor Erik antworten konnte, trat Nils neben Karin, und seine Hand zärtlich auf ihren Kopf legend, sagte er mit freudigem Stolze: „Was meinst Du wohl, mein Junge, Karin ist meine Braut! Ja, reiß nur die Augen auf und schau mich ungläubig an, es ist so!"

Erik vermochte sein Erstaunen nur schwer zu bemeistern, doch beeilte er sich in einigen kurzen, aber wohlgesetzten Worten seinen Glückwunsch auszusprechen.

Kam es Karin nur so vor, oder lag in denselben wirklich etwas wie leiser Spott? Sie erhob rasch das bis dahin gesenkte Haupt und sagte, Erik fest anblickend, ernst: „Ich nehme gern Deine guten Wünsche an, Erik. Ich bekomme den besten Mann, den sich nur irgend ein Mädchen wünschen kann und bin sehr glücklich."

Sie wußte selbst nicht, warum eine dunkle Röthe in ihre Wangen stieg, als bei diesen Worten die braunen Augen des jungen Mannes mit einem durchdringenden, forschenden Blicke den ihren begegneten. Sie wandte sich rasch ab und machte sich an ihrem Spinnrade zu schaffen, indessen Nils einen Stuhl herbeizog und den Gast aufforderte, sich zu setzen und zu erzählen, wie es ihm in der Fremde ergangen sei.

Erik kam dieser Aufforderung willig nach und war bald in einer so lebhaften Schilderung fremder Länder und Menschen begriffen, daß Nils die Pfeife ausging, und Karin's Hände müßig in den Schoß fielen, während sie mit leuchtenden Augen und brennenden Wangen an den Lippen des Erzählers hing.

Dieser mußte zwischendurch immer wieder in unruhigem Erstaunen das ungleiche Paar anschauen, und als er erst spät die Hütte verließ, geschah es mit dem seltsamen Gefühle, als ob er etwas verloren habe, das ihm sehr werth gewesen sei.

2.

Seit Erik im Dorfe war, gab es da ein ganz anderes Leben. Der junge Seemann war immer so gut gelaunt, voll so muthwilliger Einfälle und wußte so spannend von den Wundern der fernen, schönen Welt zu erzählen, daß er in jeder Hütte ein gern gesehener Gast war. Am liebsten und häufigsten kehrte er jedoch bei Nils ein. Sehr erstaunt war dieser, als ihn Karin eines Tages frug, ob er es nicht möglich machen könne, daß Erik nicht mehr so oft herüberkomme, wie bisher. Befremdet schaute Nils sie an; aber Karin hatte sich so tief über das Netz herabgebeugt, an welchem sie eine schadhafte Stelle ausbesserte, daß er ihr Gesicht nicht sehen konnte.

„Weshalb das, Karin?" frug er verwundert.

„Weil er mich durch seine Erzählungen von der Arbeit nur abhält, und ich habe eben jetzt so viel zu thun," kam die zögernde Antwort. „Glaube mir, Nils, es ist besser — viel besser, wenn er nicht mehr so oft kommt."

Nils lachte gutmüthig.

„Laß Du Erik nur immerhin kommen. Es ist ganz gut, wenn Du Dich auch ab und zu einmal ausruhst, kleine emsige Hausfrau! Und dann ist's für den Jungen selbst besser, er sitzt bei uns, als im Wirthshause bei den lockeren Gesellen."

Damit nickte er Karin freundlich zu und ging zum Strande hinab.

Karin ließ das Netz in ihren Schoß sinken und weinte, das Angesicht in den Händen bergend, lange bitterlich.

Es waren nur noch zwei Tage bis zur Hochzeit. Nils war in der Stadt gewesen, um noch verschiedene Einkäufe für seinen neuen Hausstand zu besorgen. Um noch vor einbrechender Nacht sein Heim zu erreichen, wählte er den beschwerlichen, aber kürzeren Weg über die Dünen, den er sonst selten ging. Rüstig ausschreitend, war er an jene Einbuchtung des Dünenzuges gekommen, wo eine Anzahl knorriger Strandkiefern sich erhob. Aufhorchend hemmte er plötzlich seinen Schritt. Waren das nicht Karin's und Erik's Stimmen, welche in gedämpften Lauten aus dem Schatten des Kieferndickichts an sein Ohr schlugen?

Kein Zweifel, sie waren es! Die Beiden waren ihm wohl ein Stück Weges entgegengegangen. Er dachte im Augenblicke nicht daran, daß ja Niemand davon wissen konnte, daß er heute den anderen Weg einschlagen werde. Lautlos auf dem weichen Sande hinschreitend, war er jetzt so nahe gekommen, daß er jedes Wort verstehen konnte, das die Beiden zusammen sprachen. Da blieb er plötzlich wie angewurzelt stehen. Das Lächeln erstarb auf seinen Lippen, und Todtenblässe überzog sein Angesicht.

„Warum bist Du mir gefolgt, Erik?" tönte Karin's Stimme.

„Weil ich nicht anders konnte!" erfolgte die erregte Antwort. „Weil es mich Dir nachzieht mit einer Gewalt, gegen die ich machtlos bin! Doch was suchst Du hier in den Dünen zu so später Stunde?"

Karin blickte zu dem jungen Manne empor, der seinen Arm lässig um einen der Stämme geschlungen hatte und mit düsterem Angesichte zu ihr herabschaute. Dann sagte sie langsam:

„Ich flüchtete mich an den einsamen Ort, um hier in der Einsamkeit die Kraft zu finden, meine Pflicht zu thun und — zu vergessen."

„Und was willst Du vergessen?"

„Dich!"

„Karin!" klang ein Aufschrei, halb des Jubels, halb des Schmerzes von Erik's Lippen.

„Ich hielt herzliche Zuneigung und Dankbarkeit für Liebe," fuhr Karin fort. „Ich kannte die Liebe ja nicht! Jetzt erst kenne ich sie, jetzt, wo es zu spät ist!"

Erik stürzte auf sie zu und rief, mit leidenschaftlichem Ungestüm ihre Hände erfassend: „Ist es wirklich zu spät, Karin? Muß es denn sein?!"

Sie machte sich sanft von ihm los.

„Es muß sein," entgegnete sie mit fester Stimme. „Nur der Tod kann das Versprechen lösen, das ich Nils gegeben habe. Oder willst Du unser Glück mit seinem gebrochenen Herzen erkaufen? Könnte da noch von Glück die Rede sein? Aus Verrath und Undank kann kein Segen kommen."

„Erbarmen, Karin!" stöhnte Erik.

„O Erik, denke an Alles, was er für Deine Mutter gethan hat. Denke an das, was er meinem kranken Vater und mir, dem hilflosen, verlassenen Kinde, war und sprich kein Wort mehr, das Nils' Braut nicht hören darf. Ich werde ihm ein gehorsames, treues Weib sein und meine Pflicht erfüllen. Geh, Erik! Meine heißen Segenswünsche folgen Dir jetzt und immerdar. Aber angehören können wir einander nie!"

Ihre Stimme brach in leisem Weinen.

Schweigend beugte sich Erik zu ihr herab, berührte mit seinen Lippen ihr goldenes Haar und ging.

Endlich verstummte auch Karin's Schluchzen und langsam trat sie den Heimweg an.

Lange, nachdem sie gegangen und die Nacht schon vollständig hereingebrochen war, richtete sich eine dunkle Gestalt unter den Kiefern mühsam aus dem feuchten Sande empor. Es war Nils. Wankenden Schrittes schleppte er sich gleichfalls den Weg zu dem Dorfe hin. — —

Am folgenden Tage war schlechtes Wetter eingetreten. Ein heftiger Westwind peitschte die Wogen, und dunkle Wolken bedeckten den Himmel. Das war keine Zeit für die Fischer, um sich in ihren Booten hinauszuwagen. Aber es war Nils unmöglich, zu Hause zu bleiben. Ziellos wanderte er am Strande hin und her. Es war ihm, als ob ihm aus den anprallenden Wogen in immer wiederkehrenden Einförmigkeit die Worte entgegentönten: „Nur der Tod kann mein Versprechen lösen. Nur der Tod, nur der Tod."

Er trat dicht an den Rand des Ufers und blickte unverwandt in die schäumende Wassermasse hinab. Da legte sich eine Hand auf seine Schulter, und eine freundliche Stimme rief: „Nun, Nils, wollt Ihr die Meerfrauen zur Hochzeit bitten, weil Ihr so angelegentlich in die Wellen seht?"

Nils schrak auf und wandte sich um.

Es war der Pfarrer, welcher von einem Krankenbesuche nach Hause zurückkehrte.

„Ueber was habt Ihr denn so ernstlich nachgedacht, daß Ihr mich gar nicht kommen hörtet?" fuhr der Geistliche fort.

Nils blickte den Pfarrer einen Moment an, als ob er aus einem schweren Traum erwacht sei. Dann fuhr er sich mit der Hand über die Augen und sagte langsam: „Ich dachte an eine Geschichte, die ich gestern in der Stadt gehört habe und nicht wieder vergessen kann."

„Was für eine Geschichte war denn das?"

„Eine recht traurige. Man hat mir dort von einem alten Manne erzählt, der sich mit einem jungen Mädchen verlobte, die seine Tochter hätte sein können. Gerade so wie — Karin und ich. Der erlauschte eines Tages zufällig ein Gespräch seiner Braut mit einem jungen Manne, ihrem einstigen Spielgenossen. Aus diesem Gespräche ging ihm nun sonnenklar hervor, daß seine Braut nicht ihn, sondern eben den jungen Mann liebe. Aber sie hatte ein ehrliches, pflichttreues Herz und wollte dem Verlobten ihr Wort nicht brechen. Sie hieß den Geliebten gehen. Sie sagte, nur der Tod vermöge ihr Gelöbniß zu lösen. Hört Ihr, nur der Tod! Da ging der alte Mann hin und machte ein Ende mit sich. Er wollte, daß sie glücklich sein solle."

Mit halb abgewandtem Gesichte hatte Nils, am Anfange nur stockend, dann immer fließender gesprochen. Jetzt blickte er dem Pfarrer voll in das Antlitz.

„Nun sollt Ihr mir sagen, Herr Pfarrer," fuhr er fort, „ob das eine Sünde von dem alten Manne war, was er da gethan, oder ob ihm um der guten Absicht willen die Schuld nicht angerechnet werden wird!"

Der Pfarrer schüttelte den Kopf. „Nein, Nils," entgegnete er ernst. „Sünde bleibt Sünde. Ueber allen menschlichen Klügeleien steht das Gebot des Herrn: ‚Du sollst nicht tödten!' Daran ist nicht zu rütteln. Gottes Fügungen sind gar mannigfaltig; er würde wohl auch dem alten Manne einen anderen Ausweg gezeigt haben, wenn dieser ihm nicht vorgegriffen hätte in blinder Hast."

„So, so!" murmelte Nils vor sich hinstarrend. „Und ich glaubte doch, er habe recht gethan, der arme Alte, ganz recht!"

„Aber Nils," unterbrach ihn der Pfarrer. „Schaut doch nicht so ernsthaft darein. Habt Ihr wohl gar vergessen, daß morgen Euer Hochzeitstag ist?"

Nils schüttelte trübe den Kopf. „O nein, ich habe es nicht vergessen!" erwiederte er tonlos. Dann wandte er sich hastig mit einem kurzen Gruße ab und ging mit raschen Schritten davon.

Befremdet blickte ihm der Pfarrer nach.

Stunde auf Stunde verrann und noch immer irrte Nils einsam umher. Das Haupt tief auf die Brust gesenkt, sprach er von Zeit zu Zeit halblaut vor sich hin: „Er sagte, es sei Sünde. Aber ich kann es nicht glauben."

Erst als der Tag sich seinem Ende zuneigte, lenkte Nils mechanisch seine Schritte der Heimath wieder zu.

Mit dem Sinken des Abends brach auch das lang drohende Unwetter los. Heulend fuhr der Sturm daher und schleuderte die schaumgekrönten Wogen mit betäubendem Getöse zu dem dunkeln Himmel empor. Langsam gegen die Gewalt des Sturmes ankämpfend, schritt Nils die Anhöhe hinauf, die ihn noch von dem Dorfe trennte. Mit einem unterdrückten Ausrufe blieb er, oben angelangt, stehen und blickte auf das Schauspiel herab, das sich unten seinen Blicken bot.

Männer und Weiber liefen in wildem Durcheinander am Ufer umher. Die Frauen rangen die Hände, die Männer deuteten mit lebhaften Geberden nach einer zackigen Klippe, die sich, vom Lande aus unerreichbar und durch eine breite Wasserstraße vom Strande getrennt, aus den tosenden Wogen erhob. Auf der Klippe stand, sich krampfhaft anklammernd, ein Mensch, den die Wellen jeden Augenblick von seinem gefährlichen Standpunkte hinwegzuspülen drohten. Des Tollkühnen Boot, der sich bei solchem Wetter hinausgewagt hatte, war wohl vom Sturm an den Klippen zerschellt worden.

Keiner von den Fischern da unten versuchte, dem Verzweifelnden Hilfe zu bringen. Sie wußten nur zu gut, daß bei diesem Sturme das Hinauswagen nach dem Riffe fast dem sicheren Tode gleich gewesen wäre.

Nils' Augen leuchteten auf. Ein tiefer Athemzug hob seine Brust.

„Das ist der Ausweg! Mein Herrgott, ich danke Dir!" stieß er halblaut hervor. In einigen Minuten war er unten am Strande.

„Kameraden!" wandte er sich an die Fischer, die ihn umdrängten, „ich bin der Stärkste unter euch. Ich will versuchen, ob ich das Wasser durchwaten kann. Ihr wißt, es ist hier nicht tief."

Von allen Seiten tönten ihm abmahnende Worte entgegen, sein Leben nicht umsonst auf das Spiel zu setzen.

„Das Wasser ist nicht tief," sagte ein alter Fischer, „aber selbst der stärkste Mann ist nicht im Stande, dem Wogenschlag zu widerstehen."

Jetzt trat auch der Pfarrer zu Nils. „Mein lieber Freund," sagte er, „es sei ferne von mir, Euch an einem Werke der Menschenliebe hindern zu wollen. Aber bedenkt, wie gering die Aussicht ist, daß es gelingt, gegen die Größe der Gefahr, in die Ihr Euch begebt. Denkt auch an morgen und an Karin."

„Ich denke an morgen und an Karin, Herr Pfarrer," versetzte Nils mit einem seltsamen Lächeln. Dann wandte er sich zu den Kameraden: „Schnell das Seil!" rief er.

Da flog Karin, der die blonden Haare, vom Winde gepeitscht, um das schreckensbleiche Angesicht flatterten, daher.

„Geh' nicht, Nils! Geh' nicht!" flehte sie, sich an ihn anklammernd. „Es ist Dein Tod!"

Nils' Lippen zuckten, und ein leichtes Zittern ging durch seine Glieder, doch nur einen Moment. Dann war er wieder so ruhig und sicher wie vorher. Er hob Karin's Gesicht zu sich empor und sagte, ihr mit einem Ausdrucke unendlicher Liebe tief in die Augen blickend, sanft:

„Weine nicht, Karin! Du warst mein gutes, braves Kind, die Freude meines einsamen Lebens. Ich danke Dir dafür. Und wenn ich nicht lebend wiederkehren sollte, so vergiß den alten Nils nicht, den — Freund Deines Vaters!"

Einen Augenblick hielt er ihre bebende Gestalt fest an seine Brust gedrückt. Dann ließ er sie los, schlang sich das inzwischen herbeigebrachte Seil um die Brust und ergriff einen langen Bootshaken, um ihn als Stütze zu gebrauchen. So schritt er in die Brandung hinaus, während die Fischer das Seil packten und langsam nachließen, in dem Grade, als er vorwärts kam.

Mit athemloser Spannung beobachteten alle am Ufer Zurückgebliebenen den verzweifelten Kampf, den der starke Mann, bald in dem Wasserschwalle unter- dann wieder auftauchend, mit fast übermenschlicher Kraft mit den Wogen führte. — Schon war er seinem Ziele ganz nahe gekommen, da wälzte sich eine mächtige Woge heran, packte ihn, hob ihn empor und warf ihn gegen die Felsenklippe.

Ein allgemeiner Schrei des Entsetzens ertönte am Ufer. Als die Woge vorübergerauscht war, erschien die Stelle, wo noch eben der Schiffbrüchige gestanden hatte, leer, und die Fischer konnten nur Nils' zerschmetterte Leiche an den Strand zurückziehen. —

Blau und wolkenlos spannte der Himmel am anderen Morgen seinen leuchtenden Bogen aus; ruhig athmend lag die unendliche Fläche des Meeres da, als die Sonne in leuchtender Pracht am Horizonte auftauchte.

Nils' Hochzeitstag war angebrochen.

— — — — — — — — — —

Zwei Jahre waren vergangen. Da stand an einem lichten Frühlingsmorgen der Pfarrer vor dem Altare seines schlichten Kirchleins und sprach den Segen über Karin und Erik.

Die Trauung war vorüber. Der Pfarrer legte sein Ornat ab und stieg dann langsam zu dem hochgelegenen Friedhofe hinauf. Er trat zu Nils' Grab. „Du sollst nicht so einsam da liegen, Nils, während da unten fröhlich Hochzeit gefeiert wird," sagte er halblaut und ließ sich auf die hölzerne Bank nieder, welche neben dem Grabe stand.

Aber nicht lange saß er dort allein. Hand in Hand betraten Karin und Erik den stillen Ort. Auch sie suchten Nils' schlichten Hügel auf. Feuchten Auges löste Karin den Brautstrauß von ihrer Brust und legte ihn auf das Grab nieder.

„Gesegnet sei sein Andenken," sprach der Pfarrer ernst.

„Gesegnet sei sein Andenken," wiederholten Erik und Karin leise.

Mannigfaltiges.

Ein Kriegsheld in Todesangst. — Im Herbste 1785 wurde der sechzehnjährige Napoleon Bonaparte, nachdem er zuletzt die Pariser Kriegsschule besucht und ein sehr gutes Examen gemacht, zum Unterlieutenant des Artillerieregiments de la Fère ernannt, welches in Grenoble garnisonirte, wohin er sich ohne Verzug begab. Kaum war er einige Wochen im Dienst, da wurde auf Befehl des Kriegsministers das Regiment nach Auxonne verlegt. Der Marsch dahin geschah über Lyon, wo Napoleon fieberkrank ankam und zurückbleiben mußte, als das Regiment weiter zog.

Sein Quartier hatte er bei einem Tischler erhalten, der vornehmlich Geschäfte mit Särgen machte, die er auf Vorrath anfertigte. Ueberall in seinem Hause standen fertige Särge umher, auch in der Kammer Napoleon's. Der Kranke hatte sich eben zu Bette gelegt, da gebot er seinem Burschen: „Hole den Hauswirth!"

Der biedere Tischler kam herein. „Was wünschen Sie, Herr Lieutenant?" fragte er.

„Schaffen Sie die beiden Särge hinaus! Ich mag die häßlichen schwarzen Kasten nicht sehen!"

„Verzeihen Sie gütigst, Herr Lieutenant!" rief der in seinem Meisterstolze gekränkte Tischler, „das sind keine häßlichen Kasten, sondern hübsche, solide und gut gearbeitete Särge, die sich überall sehen lassen können, wie ich mir schmeichle. Ja, selbst in Paris macht man nicht bessere! Und hier müssen sie vorläufig bleiben, denn anderweitig habe ich keinen Platz dafür. Wenn Sie keine Särge sehen mögen, Herr Lieutenant, so empfehle ich Ihnen, ein anderes Quartier zu beziehen."

„Das habe ich nicht nöthig. Ihre Pflicht ist es, mir ein anständiges Zimmer zu geben."

„Ich kann's nicht besser geben, als ich es selbst habe," sagte achselzuckend der Tischler und verließ das Gemach.

Der fieberkranke zukünftige Kaiser mußte also in der unheimlichen Kammer mit den Särgen bleiben. Er konnte gar nicht einschlafen und sein Zustand verschlimmerte sich. In seinen Fieberphantasien glaubte er Phantome zu sehen, die ihn ängstigten. Um Mitternacht raschelte es geisterhaft in der Kammer; seltsame geheimnißvolle Laute machten sich vernehmlich. Da schrie der Kranke laut auf. Sein Bursche, der bei ihm wachte, ein abergläubischer Bretagner, holte in großer Angst und Besorgniß schleunigst den Hauswirth.

Dieser, aus dem Schlafe gestört, kam erst nach längerer Zeit und fragte mürrisch: „Wird es schlimmer mit dem Herrn Lieutenant?"

„Gespenster sind hier!" schrie Napoleon im Fieberwahn.

„Nicht doch!" rief der Tischler unwillig, „das ist ja Unsinn!"

„Hören Sie, wie es raschelt!"

„Das sind Mäuse, Herr Lieutenant."

„Nein, es sind Gespenster, Phantome der Mitternacht!"

„Herr Lieutenant, in den Särgen liegen Hobelspäne und darin rascheln und knabbern ein paar Mäuschen. Ich werde eine Mausefalle hier aufstellen. Sie brauchen gar nicht solche Angst zu haben."

„Hinaus mit den Särgen! Hinaus mit den Gespenstern!" schrie ganz außer sich der jugendliche Offizier. „Mein Degen — meine Pistolen —"

„Um Gottes willen, Herr Lieutenant, regen Sie sich nicht so auf!" rief der Tischler. „Sie werden doch hoffentlich in meinem Hause kein Unglück anrichten wollen!"

Aber der Fieberkranke begann immer ärger zu rasen und eiligst wurde nach dem Arzte geschickt. Als dieser gekommen war und den Zustand des Patienten beobachtete, schüttelte er besorgt den Kopf.

„Tolles Zeug phantasirt er," bemerkte der Tischler. „Raschelnde Mäuschen hält er für Gespenster."

„Hier bei den Särgen darf er jedenfalls nicht bleiben," sagte der Arzt. „Man muß ihn fortschaffen. Nahebei in dem Hause, wo ich wohne, ist ein passendes, freundliches Zimmer frei. Dahin muß er sogleich gebracht werden."

Damit war der Tischlermeister sehr gern einverstanden. Bereitwilligst leistete er Hilfe bei dem nächtlichen Transport.

Als Napoleon in einem netten ruhigen Schlafzimmer sich befand, wo sein fieberkrankes Hirn nicht durch raschelnde vermeintliche Gespenster und nicht durch den Anblick mondscheinbeleuchteter Särge erschüttert wurde, beruhigte er sich allmälig und schlummerte endlich ein, nachdem der Arzt ihm ein zweckmäßiges Schlafmittel gereicht hatte. —

Humoristisches.



Verunglückte Ausrede.

Dame: Mein Herr, ich muß Ihnen gestehen, daß ich gar keine Freundin von solchen Schmeicheleien bin.

Herr: O bitte, mein Fräulein, die Schmeicheleien waren ja auch gar nicht so ernsthaft gemeint.



Wohl glaublich.

Cousine: Sieh' nur her, dies kleine Kätzchen; ach Du liebst wohl die Katzen nicht?

Cousin: Doch, die Katzen schon, aber die Kater sind mir furchtbar.

Am folgenden Morgen kam der Tischler zu ihm in's Zimmer mit einer Drahtfalle in der Hand, in welcher zwei Mäuschen sich bewegten.

„Herr Lieutenant," sagte er, „von Ihrem Burschen habe ich gehört, daß es Ihnen heute Morgen viel besser ergeht, was mich herzlich freut. Sehen Sie doch hier! Die Gespenster, welche in der Nacht Sie so erschreckten, habe ich gefangen. Ich dachte mir, es würde Ihnen vielleicht angenehm sein, sie zu sehen, bevor ich sie ersäufe, und deshalb —"

„Hinaus!" schrie Napoleon wüthend. „Hinaus mit Deinen verwünschten Mäusen!"

Der biedere Tischler, der es so gut gemeint hatte, entfernte sich schleunigst, indem er etwas Unverständliches murmelte, das gewiß für den jugendlichen Offizier nichts weniger als schmeichelhaft war.

Längere Zeit verging, bis Napoleon völlig von der Krankheit genas und sich so weit erholte, daß er seinem Regimente folgen konnte. Gegen Lyon aber hatte er von da an immer einen gewissen Widerwillen und nur ungern hielt er sich in dieser schönen Rhonestadt auf. [F. L.]

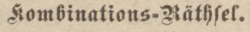
Vorlesungen zu Pferde. — Der 1872 gestorbene Professor Sedgwick in Cambridge hatte die Gewohnheit, seine Vorlesungen über Geologie im Freien und zu Pferde zu halten. Gegen achtzig, ebenfalls berittene Studenten, bildeten bei der Gelegenheit sein Auditorium, welches der auch hippologisch starke Professor an vierzig Meilen kreuz und quer durch das Land führte, um verschiedene Bodenformationen zur Beweisführung für seine Aufstellungen zu benutzen. [H. Th.]

Bilder-Räthsel.

Auflösung folgt in Nr. 32.

Auflösung des Doppel-Letternräthsels in Nr. 30:

Zieht man von jedem Sterne im T eine Linie nach den oben stehenden Buchstaben und liest nun, beim Schnörkel oben links beginnend, der Kontour folgend, alle Buchstaben der Reihe nach ab, so ergeben die oberen Buchstaben den Namen Thusnelda. Verfolgt man darauf die Sterne rückwärts und zieht dabei nach den unten stehenden Buchstaben Linien, so erhält man: und Hermann.



Kombinations-Räthsel.

Peru, Bensheim, Erlau, Chlorit, Ali, Engern, Stiefel, Sippe, Ruf, Auster, Lange, Nestei, Daniel, Au, Rachen, Keller, Ost, Ocker.

Es sollen mehrere unmittelbar aufeinander folgende Buchstaben von zwei oder drei Wörtern so mit einander verbunden werden, daß dreizehn neue Wörter entstehen (z. B. Berlin, Dauer = Lindau; Reue, Igel, Baum = Eigelb).

Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter ergeben ein Wort, das vorwärts und rückwärts gelesen gleich lautet.

Auflösung folgt in Nr. 32. [C. Leo.]

Logogriph.

Mit **m** darf's dir nicht fehlen,
Sonst ist es schlecht bestellt
Um dich und dein Verweilen
Auf dieser schönen Welt!

Ich bin mit **n** die mächt'ge
Stadt nicht mehr, die ich war,
Doch biete ich noch immer
Viel Sehenswerthes dar! [E. Mylius.]

Auflösung folgt in Nr. 32.

Auflösungen von Nr. 30:

des Anagramms: Vase — e. s. a. V. (empfehlen sich als Verlobte); des Scherz-Räthsels: Viper — Vier.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.